

**JOE R.
LANSDALE**

**MOON
LAKE**



EINE VERLORENE STADT

Aus dem Amerikanischen von Patrick Baumann

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Moon Lake*
erschien 2021 im Verlag Mulholland Books.
Copyright © 2021 by Joe R. Lansdale

1. Auflage Oktober 2022
Copyright © dieser Ausgabe 2022
by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Published in agreement with the author,
c/o BAROR INTERNATIONAL, INC., Armonk, New York, U.S.A.
Lektorat: Joern Rauser
Titelbild: Arndt Drechsler-Zakrzewski
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-030-4
eBook 978-3-98676-031-1

Für Pamela Lansdale Dunklin
und Scott Dunklin

Der Mond ist aufgegangen.
Das Wasser ist gestiegen.
Dunkle Seelen ziehen über
die Erde und weinen.

Jerzy Fitzgerald



ERSTER TEIL

**Die Nacht, die Brücke,
das bleiche Mondlicht**

1968

1

Mein Name ist Daniel Russell. Ich träume von dunklen Wassern.

Meine erste Erinnerung an den Moon Lake stammt aus meiner Jugend. Es war eine dunkle Nacht im Oktober 1968. Der fast volle Mond schien auf dem Wasser zu treiben. Ich erinnere mich an seinen Glanz und die Art, wie sich die Schatten der Bäume am Seeufer zu ihm hinstreckten wie Finger aus Schokolade, die nach einem Silberteller greifen.

Ich und mein Dad hatten auf einer langen, schmalen Brücke über dem See geparkt. Sie bestand aus rostigem Metall, Kabeln und verrottendem Holz, ganz zu schweigen von ein paar verflossenen Träumen, denn die Stadt unter dem Wasser war überschwemmt worden und der große See sollte zum Hoffnungsträger der neuen Stadt werden. Man erwartete, dass Leute von überall aus der Umgebung kamen und ihn aufsuchten, um an seinen Ufern zu picknicken und in seinen Tiefen zu fischen.

Aber das taten sie nicht. Jedenfalls kamen nicht genug.

Ich war 14 Jahre alt, als ich das erfuhr, oder zumindest einen Teil davon. Wenn man den Mond über dem Wasser sah, wurde einem klar, woher der See seinen Namen hatte.

Wir waren in unserem klapprigen Buick unterwegs, der noch aus einer Zeit stammte, in der die Autos groß gewesen waren und der amerikanische Traum für jeden erreichbar schien, der weiß, männlich, heterosexuell und gewillt war, ihn zu träumen. Alle anderen mussten eine Nummer ziehen und warten.

Zwei Tage nachdem man uns wegen einer verspätet bezahlten Stromrechnung das Licht ausgeknipst hatte, wie mein Vater das nannte, machten wir uns vor dem Gerichtsvollzieher aus dem Staub. Nachdem wir zwei Tage ohne Heizung im Dunkeln verbracht hatten, in dem Wissen, dass man uns bald das Haus wegnehmen würde, und da sich in dem jetzt nutzlosen Kühlschranks nur noch ein schwärzlicher Kohlkopf und eine Viertelflasche verdorbener Milch befanden, packte Dad die Reiselust und wir fuhren mit quietschenden Reifen davon.

Als wir dort auf der Brücke parkten, erklärte er mir, weshalb meine Mutter uns vor ein paar Monaten verlassen hatte. Sie können mir glauben, dass ich mir diese Frage durchaus auch schon gestellt hatte. Dad sagte, sie sei der Ansicht gewesen, dass ich, er und die ganze Welt ihr nur zur Last fielen. Ich nehme an, ohne uns hatte sie an ihrem Dasein weniger schwer zu tragen. Wenn man einmal beschlossen hat, Ballast abzuwerfen, zählt wahrscheinlich jedes Gramm.

Nach ihrem Weggang hatte ich meine Mutter kaum je erwähnt. Ich hätte mich gern daran erinnert, dass sie mich einmal gehalten, sanft mit mir gesprochen oder mich geliebt hatte, aber falls sich eine solche Erinnerung irgendwo in meinem Hirn befand, konnte ich sie

jedenfalls nicht finden. Sie hatte zu längeren depressiven Verstimmungen und spätabendlichen Besäufnissen geneigt und war dabei von einer irgendwie unheimlichen Schönheit gewesen. Dunkle Haare und Augen, samtweiche Haut, nervöse Bewegungen wie ein Eichhörnchen auf Amphetaminen. Ein silberner Stern saß in einem ihrer Vorderzähne. Das war ein kosmetischer Eingriff gewesen, um den sie den Zahnarzt gebeten hatte. Äußerlich war sie ein Hippiemädchen, innerlich eine Wall-Street-Bankerin.

Nicht lange nach der Abreise meiner Mom nahm Dad ihre übrig gebliebene Kleidung und ihren restlichen Kleinkram und brachte alles zur Müllhalde. Allerdings behielt er eins ihrer schwarzen Höschen, und das war mir etwas unangenehm. Er bewahrte den Slip in einer Schublade in der Nähe seines Bettes auf. Einmal sagte er zu mir: »Der riecht genau wie sie.«

Manche Dinge braucht ein Kind einfach nicht zu erfahren.

An dem Tag, an dem wir unsere Sachen packten und gingen, nahmen wir auch diesen Slip mit. Ich habe gesehen, wie Dad ihn in seinen Koffer legte. Den Großteil unserer Sachen ließen wir zurück und reisten mit leichtem Gepäck, jeder hatte nur einen Koffer – die hatten wir hinter unserem Weihnachtsschmuck hervorgeholt. Wir luden das Gepäck in den Kofferraum und auf den Rücksitz, zusammen mit etwas Fluchtkleidung. Hauptsächlich Hemden.

Dann verbrachten wir ein paar Nächte in Motels, die so billig waren, dass wir in einem davon hören konnten, wie Kakerlaken knisternd unter der Tapete

umherhuschten. In einem anderen wurden wir Zeugen, wie der Nachbar hustete, duschte und sich beim Scheißen abquälte.

An diesem kühlen Abend im Jahr 1968 parkten wir auf der Brücke, weil wir kein Zuhause und kein Geld mehr für ein Motelzimmer hatten. Dad sagte, er habe in irgendeiner Zeitung etwas über einen Job gelesen. Aber er drückte sich vage aus. Ursprünglich war er Bibliothekar gewesen, hatte diesen Beruf jedoch aufgegeben, um mehr Geld verdienen zu können, weil meine Mutter sich einen höheren Lebensstandard gewünscht hatte. Sie hatte sich nicht für einen Mann begeistern können, der aus ihrer Sicht einen Frauenberuf hatte, weil er Bücher durch die Gegend schleppte, verstaubte Karteikarten ausfüllte und sich die Dewey-Dezimalklassifikation einprägte. Sie feierte gern. Dad hingegen beklagte sich lieber.

Dad war nicht schlecht in Mathe und in mancherlei Hinsicht ein kluger Mann; er hatte auch die entsprechenden Zeugnisse, die das bewiesen. Er wurde Buchhalter, und ich glaube, dass er und meine Mutter danach für einige Jahre besser miteinander ausgekommen waren, obwohl er diese Arbeit gehasst hatte. Er vermisste den Geruch alter Bücher und die Jagd auf Kunden, die die Leihfristen nicht einhielten.

An einiges davon erinnere ich mich, anderes hat mir mein Dad erzählt und manches habe ich mir vielleicht auch nur ausgedacht.

Als wir dort auf der Brücke saßen und der Wind um das Auto piff, trommelte mein Vater mit den Fingern auf das Lenkrad. Der große Silberring, den er an

der linken Hand trug, erzeugte dabei ein Klicken und das Mondlicht brachte ihn zum Funkeln.

Dad sagte: »Unter diesem Moon Lake liegt eine Stadt namens Long Lincoln. Die ist nach einem langen Elend namens Lincoln benannt worden. Was sagt man dazu?«

Ich sagte gar nichts, schon weil ich nicht sicher war, ob diese Frage mir gegolten hatte. Das Mondlicht, das durch die Windschutzscheibe fiel, ließ Dad aussehen, als wäre er in schimmerndes Gold gehüllt. Die Knochen seines Gesichts schienen sich schärfer als sonst abzuzeichnen, scharf genug, um damit einen Brief zu öffnen. Sein Mund zitterte. Ihm standen Schweißperlen auf der Stirn, und ich weiß noch, dass ich mich fragte: *Warum schwitzt er? Es ist doch eine kühle Nacht.*

Der starke Herbstwind riss das Laub von den Bäumen und ließ es durch die Luft flattern. Die Blätter erstrahlten im hellen Mondlicht rot, gelb, orange und braun. Viele blieben auf unserer Windschutzscheibe und der Brücke liegen wie Vögel, die sich niederließen. Wo sie über die Scheibe glitten, zeichnete das Mondlicht ein Tarnmuster auf Dads Gesicht.

»In Long Lincoln bin ich geboren. Dort bin ich auch deiner Mutter begegnet. Damals gingen wir auf die High School. Wir hatten geglaubt, wir würden nicht mehr brauchen als Liebe. Wir haben eine Menge alberner Sachen geglaubt. Ein paarmal bin ich noch hergekommen, nachdem ein See draus geworden war. Ich habe hier geparkt, habe nach unten geschaut, und an Tagen, an denen die Sonne schien, konnte ich Gebäude erkennen, ich konnte sogar das Wort ›Postamt‹ lesen an

dem Haus, in dem ich Briefe an den Weihnachtsmann eingeworfen, mich fürs College beworben und meinen Großeltern nette Postkarten geschrieben habe. Als sie starben, gab es nur noch mich, dich und deine Mutter. Drei gegen das Nichts. Jetzt sind wir nur noch zu zweit. Du und ich. Gott, ist das eine traurige, alte Welt.«

Ich wollte ihn fragen, warum wir auf dieser Brücke hielten und warum er mir all diese Dinge sagte, von denen er mir größtenteils auch schon früher erzählt hatte, und zwar oft. Aber da war etwas an der Art, wie er sprach, etwas, das mich dazu brachte, länger den Mund zu halten als sonst. Dass wir nun tatsächlich auf dieser Brücke waren, die er mir beschrieben hatte, als wir noch in unserem Haus gewohnt hatten, ließ sie mir noch seltsamer und noch unwirklicher erscheinen.

»Ich habe deine Mutter geliebt«, fuhr er fort. »Ich möchte, dass du das weißt. Ohne sie sind wir aufgeschmissen. Meine Hände sind feucht vom Blut zerstörter Hoffnungen.«

Manchmal redete er so. Meine Mutter hatte immer gesagt, dass er eine Menge Bücher las. Durch seine Arbeit in der Bibliothek hatte er schließlich freien Zugang zu ihnen gehabt.

Ich konnte mich nicht mehr zurückhalten. »Daddy, du machst mir Angst.«

Er wandte sich von mir ab und blickte nach vorn, was mich dazu brachte, dasselbe zu tun. Ich sah das Licht unserer Scheinwerfer auf der Brücke, ich sah, wie weit es reichte, ich sah das Laub, das immer noch in den Lichtstrahlen herumwirbelte und auf der maroden Brücke landete.

Sie war schmal und lang, ihr Seitengeländer bestand aus dünnen, rostigen Metallstreifen, und beim Hinauffahren hatte sie gezittert und gestöhnt wie eine traurige alte Frau, die dem Tod nahe war.

»Manchmal muss man das tun, was für alle das Beste ist«, sagte Dad. »Niemand sollte Hunger und Sorgen ertragen müssen, ohne zu Hause Liebe und Unterstützung zu bekommen. Natürlich sollte man überhaupt erst einmal ein Zuhause haben.«

Als er das gesagt hatte, lachte er ein wenig. Es klang wie knirschendes Eis. Er verhielt sich so merkwürdig, dass sich das Innere des Autos kälter anfühlte, als es bei diesem Wetter sein musste.

»Vor langer Zeit ist diese Stadt da unten einmal bewohnt gewesen. Die Leute dort hatten Arbeitsplätze und Häuser, und dann hat irgendjemand entschieden, dass die Stadt an einen anderen Ort verlegt und umbenannt werden und dass die alte Stadt unter einem See liegen soll. Damals gab es einen großen Damm, der so breit war, dass man drüberlaufen konnte. Der hatte einen Notüberlauf, und da oben war es schön. Wasser kam aus dem Überlauf und floss als Bach mitten durch die Stadt, vorbei an einem Postamt, an Tankstellen, einer Schule, einem Gemischtwarenladen und noch so vielem mehr. Auf beiden Seiten des Bachs standen Bäume, die dem Großteil der Stadt Schatten spendeten, und es gab Häuser an beiden Stadträndern. In einem davon habe ich gewohnt. Da bin ich aufgewachsen. Hab ich das schon mal erzählt?«

»Ja, Sir.«

Ich war nicht sicher, ob er meine Antwort gehört hatte.

»Geld hat den Besitzer gewechselt, und der Ort wurde evakuiert. Man hat an einer anderen Stelle eine neue Stadt gebaut. Aber es gab da unten einige, die nicht gehen wollten. Kannst du dir das vorstellen? Die haben dort gewartet und geglaubt, dass man das Wasser nicht reinlassen würde, wenn sie blieben. Aber genau das hat man getan. Alles verschwand blitzschnell, und die Überreste liegen jetzt da unten auf dem Grund, zusammen mit den Knochen von denen, die nicht gegangen sind. Ich bin dort auf die Welt gekommen. Ich bin dort aufgewachsen. Ich habe dort deine Mutter getroffen.«

Ein Muster begann sich abzuzeichnen.

»Danny, ich habe das Gefühl, dass es kein echtes Licht und keine echte Wärme mehr im Universum gibt. Du sollst dich nie so fühlen müssen. Verstehst du das?«

Nein, das verstand ich nicht.

»Der Mond ist aufgegangen. Das Wasser ist gestiegen. Dunkle Seelen ziehen über die Erde und weinen.« Das ist ein altes Gedicht. Ich weiß jetzt, was es bedeutet.«

Dad legte den Gang ein und ließ uns mit einem sanften Druck auf das Pedal langsam vorwärtsrollen. Ich war froh, dass es endlich weiterging.

»Ich möchte, dass du weißt, wie lieb ich dich habe«, sagte er.

Bevor ich erwidern konnte *Ich hab dich auch lieb*, trat er mit voller Wucht auf das Gaspedal. Der Wagen machte einen Satz nach vorn, die Brücke schwankte.

Er riss das Lenkrad nach rechts, und der große Buick, für den noch fünf Raten abbezahlt werden mussten, krachte durch das verrottende Gelände und segelte wie eine Rakete ins Leere.

Nasses Laub umwirbelte uns. Dann kippte der Wagen nach vorn, und da war der Schatten des Buick, mitten im funkelnden Spiegelbild des Mondes. Wir schienen in Zeitlupe zu fallen, die Scheinwerfer leuchteten in den See und der gespiegelte Mond glich einer goldenen Zielscheibe.

Als das Auto ins Wasser schlug, holte ich tief Luft. Beim Aufprall entstand ein klatschendes Geräusch. Die Scheinwerfer leuchteten sogar unter Wasser weiter, doch nur einen Moment lang, dann gingen sie aus. Die Windschutzscheibe gab nach, faltete sich wie eine Decke zusammen und stieß gegen mich. Das kalte Wasser und der Zusammenprall mit der Scheibe rissen mich aus dem Sitz.

2

Wäre das heute passiert, hätte ich den Sicherheitsgurt angelegt, aber damals taten wir das nicht, selbst dann nicht, wenn es in unserem Auto einen gab. Denke ich heute zurück, frage ich mich, ob mir ein Gurt in diesem Fall sogar zum Verhängnis geworden wäre, ob ich mich mit dem Gurtschloss abgemüht und dabei Wasser geschluckt hätte, bis wir auf dem schlammigen Grund gelandet wären.

Aber in diesem riesigen Buick hat es gar keine Anschnallgurte gegeben, und der Aufprall, die aus dem Rahmen gerissene Scheibe und das Wasser spülten mich über den Rücksitz. Die Kleidung, die wir dorthin geworfen hatten, wirbelte um mich herum. Irgendetwas blieb an meinem Kopf hängen, dann fühlte ich einen Schmerz am Rückgrat.

Mir wurde klar, dass ich durch die Heckscheibe gedrückt worden war.

Das Sicherheitsglas legte sich um mich und gab dann nach. Ich riss mir den Stoff vom Gesicht und sah nach unten. Es war dunkel, aber hell genug, dass ich noch für einen Augenblick die Rückseite des Autos und die verblässenden Rücklichter erkennen konnte – und dann nicht mehr. Die Dunkelheit verschluckte den Buick und meinen Dad.

Über mir sah ich das Mondlicht durchs Wasser scheinen. Es wies mir den Weg, wie bei den Sterbenden, die behaupteten, sie hätten ein warmes, helles Licht gesehen, das sie zu sich rief.

Ich hatte zwar den ganzen Sommer mit Schwimmen verbracht, war aber noch nie dafür gelobt worden, wie ich mich im Wasser bewegte. Ich kämpfte mich ab wie ein sterbender Frosch und war schnell am Ersticken.

Dann sah ich eine Meerjungfrau. Sie schwamm von oben zu mir herab, eine dunkle Gestalt mit flinken Bewegungen.

Ich fühlte mich schwach. Ich spürte, wie ich mich mit irgendetwas füllte und tiefer sank. Dann packte mich die Meerjungfrau, und es ging nach oben. Sie zog mich an der Jacke mit. Die hatte mich bei meinen kümmerlichen Schwimmversuchen behindert und sich wie ein erstickender Kokon um mich gelegt.

Das Licht wurde heller, und schließlich stieß die Meerjungfrau durch die Wasseroberfläche, wobei sie mich immer noch an der Jacke mitriss. Sie war schwarz. Das fiel mir auf. Ich hustete und spuckte, wurde das Wasser jedoch nicht los. Ich hatte das Gefühl, vom Mondlicht absorbiert zu werden. Dann war es verschwunden, das Universum wurde trüb und finster, und es gab nur noch das Schlagen der Arme und Beine der schwimmenden Meerjungfrau im Wasser. Das dachte ich jedenfalls, bevor mir bewusst wurde, dass es sich um mein hämmerndes Herz handelte.

3

Als ich aufwachte, schwebte ein schwarzes Gesicht über mir, als wäre es die dunkle Seite des Mondes. Der dunkle Mond war das Gesicht eines Mädchens, etwa in meinem Alter.

Sie war die Meerjungfrau, deren Umrisse sich in den Lichtstrahlen abzeichneten. Ihr Körperbau war geschmeidig. Ihre dunkle Haut schimmerte feucht. Mondglitzernde Tropfen fielen ihr von Nase, Wangen, Lippen und Kinn sowie aus dem erschlafften Afro. Sie sah mich an, als hätte sie eine bisher unbekannte Fischart vor sich. Zuerst war sie mir nackt erschienen, aber jetzt stellte ich fest, dass sie ein dunkles Hemd und dunkle Shorts trug. Und keinen Fischeschwanz hatte.

Ich drehte den Kopf zur Seite, um etwas Wasser aus mir hinausfließen zu lassen, und als ich das tat, sah ich über den See hinweg, wie sich dort ein kleines Licht durch die Bäume bewegte, als wäre es ein großes Glühwürmchen.

Dann war es verschwunden.

Ein anderes schwarzes Gesicht erschien über mir, das größer, runder, älter und nicht ganz so schön war. Der Mann, dem dieses Gesicht gehörte, war vollständig bekleidet und trug einen Fedora.

Der ältere, trockene Mann hob meinen Kopf an und sagte: »Atme ganz ruhig. Du bist auf dem Grund des Sees gewesen.«

Das stimmte zwar nicht ganz, aber ich war ihm sicherlich nahe gekommen.

Da mir übel wurde, drehte ich den Kopf und würgte so viel schmutziges Wasser hervor, dass es für eine ganze Fischzuchtanlage gereicht hätte.

»Ist schon gut«, sagte der Mann. »Das wird wieder.«

Das Mädchen starrte mich immer noch an. Ihre Augen waren weit aufgerissen, ihr Mund geöffnet und ihre Brust hob und senkte sich leicht. Ihr Anblick vertrieb zwar nicht den Schmerz, den ich in dieser Nacht empfand, aber er war wie Balsam für die Wunde in meiner Seele. Ich fühlte eine schwärmerische Verliebtheit in mir aufsteigen.

»Du hast mich gerettet«, stellte ich fest.

»Japp.« Sie lächelte. Lieber Gott, was für ein Lächeln.

»Mein Daddy?«, fragte ich. »Im Auto.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Junge. Du bist der Einzige, der rausgekommen ist. Er ist mit dem Auto untergegangen und nicht wieder aufgetaucht. Das Wasser ist ganz schön tief da draußen.«

»Ihr müsst ihn holen«, sagte ich.

»Tut mir leid. Jetzt hat ihn der See.«

Ich begann zu weinen und weiß nicht mehr, wann ich damit aufhörte. Ebenso wenig erinnere ich mich daran, wie sie mir aufhalfen, mich von meiner nassen Jacke befreien und mich in ihren Pick-up luden, oder wie sie ihr Angelzeug einpackten, denn sie hatten nachts am Ufer geangelt, zwischen den Bäumen und den dunklen

Schatten – zu meinem Glück. Dafür erinnere ich mich noch an die Fahrt in die Stadt.

Sie war lang und einsam gewesen. Schubweise und ruckartig kam die Welt zu mir zurück. Kalte, nasse Erinnerungen, hier ein Fetzen, da ein Fetzen, das Auto im Wasser, wie es sank, tiefer und tiefer.

Ich saß in der Pfütze, die sich um mich gebildet hatte, und zitterte. Auch um das Mädchen neben mir entstand eine Wasserlache. Sie trug jetzt eine Jacke über ihrer nassen Kleidung. Wir schlotterten gemeinsam. Aber in dem Wagen war es warm, die Heizung war aufgedreht. Nach und nach hörte ich auf zu frieren.

Die Stadt war nicht besonders groß, es gab dort helle Straßenlaternen und die Hauptstraße verlief direkt durch die Stadtmitte. Auf beiden Seiten standen Geschäftsgebäude, alte Häuser und große Bäume, deren Äste über den Straßenrand ragten. Viele der Häuser waren zweistöckig, einige wenige hatten drei Stockwerke.

Ich sah ein hell erleuchtetes Dairy-Queen-Restaurant, bekam plötzlich Hunger und schämte mich für dieses Gefühl. Ich war am Leben und sehnte mich nach einem Hamburger, während mein Vater auf dem Grund des Sees war, wo er vielleicht immer noch am Steuer unseres Wagens saß. In meinen fröhlicheren Vorstellungen fuhr er über den Grund und musste nichts weiter tun als eine Stelle zu finden, an der er aus der Tiefe die Böschung hinauf und in die Stadt zurückfahren konnte, um mich zu finden. Der Gedanke erschien mir ganz vernünftig.

Das Polizeirevier nahm ich nur verschwommen wahr.

Da war ein großer weißer Mann mit einem dicken, runden Bauch, der eine dunkelblaue Polizeiuniform mit einer Dienstmarke trug. Außerdem hatte er einen weißen Cowboyhut auf, mit einer Krempe, die so breit war wie das Vordach einer Veranda. Als er sich auf seinem Stuhl umdrehte, sah ich, dass er einen bunten Aufnäher auf dem Ärmel hatte, der sämtliche Flaggen zeigte, die je in Texas geweht hatten – einschließlich der Konföderiertenflagge.

An der Wand hingen viele Fotos, die ihn zusammen mit anderen uniformierten Polizeibeamten zeigten. Auf einem war er mit drei älter wirkenden Personen zu erkennen, einer Frau und zwei Männern. So ernst und bleich, wie sie dort neben ihm standen, wirkten sie wie Wachfiguren von Scharfrichtern.

Noch ein anderer Mann befand sich in dem Zimmer. Er war ebenfalls groß, aber besser proportioniert. Der Mann trug eine lange Hose, ein blitzsauberes weißes Hemd und er hatte dichtes rotes Haar. Er stellte ein mit einem Tuch abgedecktes Tablett auf den Schreibtisch des Sheriffs.

Auf diesem Tisch stand ein Schild mit der Aufschrift ›Sheriff James Dudley‹.

Wie ein Zauberkünstler zog der Rothaarige das Tuch vom Tablett, und es kam ein Teller mit Brathähnchen, Kartoffelpüree und weißer Soße zum Vorschein.

»Danke, Duncan«, sagte der Sheriff und lächelte ihn an. Der Rotschopf nickte, erwiderte das Lächeln

und ging aus dem Zimmer, wobei er eine Old-Spice-Duftwolke hinter sich herzog.

Der Sheriff musterte mich. Ich war immer noch feucht und tropfte. Mir wurden Fragen gestellt, über mich und diejenigen, die mich gerettet hatten. Der Sheriff machte sich mit Block und Bleistift Notizen.

Ich tat mein Bestes und sagte ihm alles, was ich wusste, aber meine Gedanken schweiften ab. Neben dem Büro sah ich eine Tür, über der die Worte ›Wartezimmer für Farbige‹ standen. Der Schriftzug war weiß übermalt worden, unter der dünnen Farbschicht jedoch immer noch erkennbar. Noch vor ein paar Jahren hätten meine Retter durch die Hintertür hereinkommen und sich in dieses Wartezimmer setzen müssen, wo man sich ihrer dann angenommen hätte. Irgendwann.

»Was zum Teufel soll ich so spät am Abend mit ihm anfangen, Jeb?«, fragte der Sheriff. »Such ihm Pflegeeltern oder so was. Morgen früh kann ich einen Abschleppwagen zum See schicken und ein paar Jungs, die gut schwimmen können. Die sehen dann, ob sie das Auto finden.«

»Sie werden Schwimmer brauchen, die mit Taucherausrüstung umgehen können. Das Wasser ist tief dort«, erwiderte der schwarze Mann. Später erfuhr ich, dass sein voller Name Jeb Candles lautete, und seine Tochter Veronica wurde auch Ronnie genannt.

»Das würde das County einiges kosten«, wandte Sheriff Dudley ein. »Und was noch wichtiger ist, dieser Junge hier braucht eine Unterkunft, was zu essen und trockene Sachen. Ich bin nicht ganz sicher, was ich da machen kann.«

Im Jahr 1968 hatte man noch eine etwas andere Auffassung, was den Schutz von Kindern anging. Man verschwendete nicht allzu viele Gedanken daran, wie schwer es Waisenkinder hatten. Jedenfalls nicht in dieser Kleinstadt in Osttexas.

»Er kann erst mal bei uns bleiben, Sheriff. Darf ich telefonieren?«

Er durfte, und kurz darauf wurden mir von irgendwoher trockene Kleidung und ein großes Badehandtuch gebracht. Diese Spenden stammten von schwarzen Bekannten von Mr. Candles.

Sie kamen rasch und leise herein und gingen auf dem gleichen Weg, auf dem sie gekommen waren, wieder weg.

Wie Badetuch-Ninjas.

Ich verschwand im Badezimmer, zog mich um und sah im Spiegel jemanden, den ich nicht kannte: kreidebleich, das dunkle, noch trocknende Haar war ein klebriges Wirrwarr, dazu Augen, denen jede Farbe zu fehlen schien, sowie eine Gänsehaut.

Ich hörte den Sheriff im anderen Zimmer sprechen. Er sagte: »Wenn ihr lange aufbleibt, komme ich später noch vorbei, dann können wir das eine oder andere besprechen. Aber zuerst muss ich drüber nachdenken.«

»Wir werden warten«, erwiderte Mr. Candles.

Als ich herauskam, wickelte mich Mr. Candles in das Badetuch ein und verfrachtete mich wieder in den Pick-up. Wir fuhren davon und ließen den Sheriff mit seinem Notizblock und seinem Brathähnchen allein. Ich hatte mich gerade noch davon abhalten können,

mir einen der Hähnchenschenkel zu schnappen und ihn mir in den Mund zu stopfen. Ich war am Verhungern.

4

Später wurden mir noch wesentlich mehr Fragen gestellt, und ich konnte nur wenige davon beantworten. Damals fiel es mir schwer genug, mich an meinen Namen oder meinen früheren Wohnort zu erinnern.

Dennoch erzählte ich dem Sheriff schließlich, dass meine Mutter uns verlassen hatte und ich keine Ahnung hatte, wo sie steckte. Irgendwo in Europa hatte ich noch eine Tante mütterlicherseits, aber ich wusste nicht, wo, und ich kannte sie auch nicht besonders gut. Ihr Mann, mein Onkel, ein reicher Ölindustrieller, dem ich nie begegnet war, war gestorben und hatte ihr genug vererbt. Meine Tante und ich waren uns zwar schon begegnet, aber viel mehr konnte ich dazu nicht sagen.

Das Haus der Candles war nicht allzu weit vom See entfernt und befand sich in einem Teil der Stadt, in dem es keine Straßenlaternen gab und die Häuser von Verandalampen erhellt wurden, um die sich Insekten-schwärme bildeten.

In ihrem Haus standen Regale voller Bücher, *Reader's Digest* und noch mehr; auf einem Holzständer lag eine aufgeklappte große, dicke, schwarze Bibel. Auf den Regalbrettern vor den Büchern befanden sich die verschiedensten Dekogegenstände, hauptsächlich Keramikelefanten. Es roch leicht und angenehm nach

frisch gebackenem Brot. Eine grazile schwarze Frau war da. Sie hatte ein freundliches Gesicht. Sie sagte, sie heiÙe Millie, und so solle ich sie auch nennen. Ihre Bewegungen waren so flink wie die eines Vogels, obwohl sie am Boden blieb.

Das Haus war hell erleuchtet und wurde von einem Feuer in einem Ofen erwärmt, der aus einem schwarzen Fass und einem langen, breiten Rohr bestand, das zur Decke führte. Eine Öffnung war hineingeschnitten worden, und man hatte Scharniere hergestellt und an das Fass geschweiÙt. Die kleine Tür stand offen und ich konnte hineinsehen. Ein helles Feuer verschlang gespaltenes Holz.

Wenn ich etwas berührte, schien es keine Substanz zu haben. Wenn ich sprach, schienen es nicht meine Worte zu sein, also zog ich es vor, nicht zu sprechen. Ich fühlte mich wie ein Phantom, das sich in der Wärme des Hauses auflöste.

»Komm, Kind«, sagte die Frau. »Komm näher ans Feuer. Wärm dich auf.«

Ich ging zu einem Sessel, der am Ofen stand. Das Badetuch wurde mir abgenommen und eine Decke über meine Schultern gelegt. Man brachte mir eine Tasse heißen Kakao, in dem Marshmallows schmolzen. Der Kakao dampfte unter meinem Kinn und erwärmte mir das Gesicht. Als ich daran nippte, füllte er mein Inneres so, wie das Feuer den Ofen erfüllte, nur ohne das Brennen.

Es war schon spät, als der Sheriff kam. Er schien jetzt kleiner zu sein, aber vielleicht lag das auch nur daran, dass er so fehl am Platz wirkte, als er mit

seinem Hut in der Hand in dem orangefarbenen Licht des Flurs stand.

Mr. und Mrs. Candles waren bei ihm. Sie sprachen mit gesenkten Stimmen. Hier und dort konnte ich ein Wort aufschneiden, aber größtenteils hörte ich nur Gemurmel. Ich wusste, dass sie über mich und meine Situation redeten, mehr nicht.

Ronnie war bei mir im Wohnzimmer. Sie fragte: »Hast du Angst gehabt da im See?«

»Was denkst du denn?«

»Dumme Frage.«

»Die Sache ist die, ich hatte Angst, bis ich gesehen habe, wie du zu mir runtergekommen bist. Ich hab dich für eine Meerjungfrau oder so was gehalten.«

»Ich kann verdammt gut schwimmen. Du bist nicht so gut. Du zappelst viel rum.«

»Das macht man eben so, wenn man am Ertrinken ist.«

»Ja, vielleicht.«

»Ich bin froh, dass du da warst.«

»Ich auch.«

Ich bemerkte, dass es noch andere Fragen gab, die sie mir stellen wollte. Sie war bestimmt neugierig, wollte erfahren, was meinen Vater dazu gebracht hatte, unseren Wagen von der Brücke in den Moon Lake zu steuern. Aber sie fragte nicht.

Hätte sie es getan, hätte ich ihr auch keine Antwort geben können. Es gab Augenblicke, in denen es mir so vorkam, als hätte mein Vater geglaubt, er könnte einfach von dieser Brücke zurück in die Vergangenheit fahren und sein Leben dort weiterleben. Dieser

Gedanke passte gut zu der Vorstellung, die ich gehabt hatte, er würde auf dem Grund des Sees weiterfahren. Keiner meiner Gedanken und keines meiner Gefühle in dieser Nacht waren besonders einleuchtend.

Später lag ich im Dunkeln unter warmen Decken allein auf der Couch. Von Zeit zu Zeit wachte ich wimmernd auf, und jedes Mal war Millie da. Sie streichelte mir über den Kopf und sagte: »Ganz ruhig, Kleiner. Ganz ruhig. Du bist hier sicher. Der Sheriff sagt, dass du für eine Weile hier bei uns bleiben kannst.«

»Mein Daddy hat versucht, mich zu ertränken«, gab ich zurück.

»Ach nein, Kleiner. Das war nur ein Unfall. Er hat die Kontrolle verloren.«

Ich nickte zwar, wusste es aber besser.

Millie streichelte mir den Kopf, bis ich einschlief. Ich merkte nicht, dass sie ging. Das Tageslicht kam. Ich wachte spät auf, war erschöpft von dem erlittenen Trauma, knabberte an ein paar Crackern herum und aß etwas Tomatensuppe. Sowohl Ronnie als auch Mr. Candles waren gegangen, sie zur Schule, er zur Arbeit. Millie setzte mich nicht unter Druck. Ich aß, legte mich wieder auf die Couch und schlief weiter.

Als ich irgendwann aufwachte, war es stockdunkel. Es gab nur noch den Schein der Verandalampe, der durch einen Spalt zwischen den Vorhängen am Fenster neben der Couch drang. Als hätte sie gespürt, dass ich wieder erwachen würde, war Millie bei mir. Sie strich mir noch einmal mit den Fingern durchs Haar. Meine Mutter hatte das nie getan, jedenfalls konnte ich mich nicht entsinnen. Aber ich weiß noch, dass

sie mich manchmal vom anderen Ende des Zimmers aus angestarrt hatte, als wäre sie überrascht, dass sie ein Kind hatte.

»Hör zu«, sagte Millie. »Ich weiß, dass du das nicht gern hören wirst, mein Kleiner, aber es muss gesagt werden. Dudley kam noch mal vorbei, während du geschlafen hast. Er sagt, sie hätten den See nach dem Auto deines Vaters abgesucht und nichts gefunden. An manchen Stellen haben sie freie Sicht bis zum Grund, aber näher am Rand ist es durch den Schlamm etwas trüb. Dort könnte das Auto hingerutscht sein.«

Sie tätschelte meinen Arm.

»Hat dein Vater ... dir wehgetan?«

»Er hat versucht, mich zu ertränken. Zählt das?«

Für einen Moment glaubte ich, sie würde lachen, aber sie beherrschte sich. Ich nehme an, sie überlegte, ob ein Lachen angemessen war oder nicht. Dann begnügte sie sich mit einem Räuspern.

»Er war nicht mehr richtig bei sich, Kleiner.«

»Ich hatte ihn lieb«, entgegnete ich.

»Natürlich hattest du das. Die Sache ist die, Danny, du bist hier und in Sicherheit, und ob sie das Auto nun finden oder nicht, die Welt dreht sich auf jeden Fall weiter. Du wirst dich irgendwann mitdrehen müssen.«

»Ja, Ma'am.«

»Hast du Hunger?«

»Nein, Ma'am. Ich bin bloß sehr müde.«

»Das macht nichts, Schätzchen. Geh ruhig wieder schlafen, und falls du vor uns aufwachst, in der Küche gibt es Brot, Fleisch und Käse. Du kannst dir ein Sandwich machen.«

»Danke.«

»Und wenn du nachts noch irgendwas brauchst, scheu dich nicht, zu rufen oder an unsere Schlafzimmertür zu klopfen. Ich kann hier bei dir sitzen, bis du eingeschlafen bist, wenn du magst. Möchtest du das?«

»Ja, Ma'am.«

»Deine Eltern haben dir auf jeden Fall Manieren beigebracht, Kleiner. Schlaf jetzt, Schatz. Schlaf einfach.«

Sie saß bei mir und legte ihre Hand auf meinen Arm, und nach einer Weile begann sie leise zu summen, sang hin und wieder im Flüsterton ein altes Lied, wobei sich nur hier und da ein Wort in das Summen mischte. Die Worte hatten etwas mit Jesus und einem alten, rauhen Kreuz zu tun.

Die Angst, die Erschöpfung, die Wärme im Zimmer, die sanfte Berührung der Hand dieser liebenswerten Dame, das alles half mir, in einen tiefen Schlaf zu fallen. Ich träumte von Daddy, der den riesigen Buick über den Grund des Sees steuerte und nach einem Weg suchte, nach einem Weg hinauf und hinaus in die trockeneren Welt.



www.joerlansdale.com

Joe R. Lansdale, geboren 1951, zählt zu den großen US-amerikanischen Erzählern. Er hat etwa 50 Romane in diversen Genres geschrieben, die zahlreiche Auszeichnungen erhielten, u. a. den American Mystery Award, den Preis der Horror Writers of America und den Edgar Award.

Berühmt geworden ist er mit den *Hap & Leonard*-Krimis, die auch als TV-Serie verfilmt wurden.

Joe R. Lansdale lebt mit seiner Familie in Nacogdoches, Texas.

Infos, Leseprobe & eBook:
www.Festa-Verlag.de